

Außen und innen auf höchstem Niveau verbinden. Durch die Zusammenführung unserer Marken BEGA und GLASHÜTTE LIMBURG vereinfachen sich viele Prozesse. Bei gleichbleibender Fertigung und Produktqualität haben Sie Zugriff auf ein lückenloses Sortiment hochwertiger Außen- und Innenleuchten, für eine ganzheitliche, nahtlos ineinandergreifende Lichtplanung und -gestaltung. Mehr auf www.bega.de

Das gute Licht.
Für außen und innen.

BEGA



System

gedanke.

Einer alten Freundin geht es an den Kragen:

Die Europäische Kommission verklagt Deutschland wegen der HOAI vor dem Europäischen Gerichtshof. Den EU-Kommissaren sind die verbindlichen Mindest- und Höchstsätze ein Dorn im neoliberalen Auge. Rechtlich stützen sie sich auf die Dienstleistungsrichtlinie aus dem Jahr 2006, die verbindliche Honorarsätze für freie Berufe generell auf den Prüfstand stellt. Argumentiert wird mit der Niederlassungsfreiheit: Gerade die Mindestsätze der HOAI könnten ausländische Architekten daran hindern, sich in Deutschland niederzulassen, da sie nicht durch niedrigere Honorare auf sich aufmerksam machen könnten. Das Argument bleibt wohlgerne im Konjunktiv: Die Massen europäischer Architekten, die sich dringend für Billiglöhne in die deutschen Bauvorschriften und Regelwerke einarbeiten wollen, lassen bisher auf sich warten. Auch in Ländern wie Italien und Belgien, die ihre Honorarordnungen unter dem politischen Druck abgeschafft haben, sind nicht mehr EU-Architekten als zuvor am Werk.

Dass es tatsächlich zur Klage kommt, kann fast schon als Erfolg gewertet werden, ist man doch nicht – wie in anderen Ländern und in Berufen wie den Steuerberatern – vorab eingeknickt. Die Überzeugungsarbeit der Bundesarchitektenkammer, die vor Preis- und Qualitätsdumping und dem Massensterben kleiner Büros warnt, konnte die zuständige EU-Kommissarin jedoch nicht umstimmen, die als „stur wie ein Panzer“ gilt. Nun in Auftrag gegebene Gutachten haben die harte Aufgabe, beweisen zu müssen, dass die Mindest- und Höchstpreise nicht nur niemanden diskriminieren, sondern im Allgemeininteresse „erforderlich“ und „verhältnismäßig“ sind – Deutschland muss also *nachweisen*, dass ein nach unten offener Preiskampf zu Lasten der Qualität geht. Mit gesundem Menschenverstand kommt man da nicht weit.

Für die Architektur wie für die Arbeitsbedingungen der hiesigen Architekten bleibt zu hoffen, dass es nicht bald neben Star-Architekten auch Billig-Architekten geben wird. Oder wie es ein norddeutscher Architekt formulierte: „Fragen Sie einen Arzt, ob er Ihre Herz-OP auch zum halben Preis machen kann?“

Warnung vor dem Billig-Architekten

Brigitte Schultz

ist gegen Wettbewerb um jeden Preis



Von der Volkshochschule ins Museum

Text Ulrich Brinkmann

Ein opulentes Ausstellungsprojekt in Berlin, Hannover und Essen ruft die legendäre Kreuzberger „Werkstatt für Fotografie“ ins Gedächtnis



Michael Schmidt, Müller-/ Ecke Seestraße, 1976–1978, aus: Berlin-Wedding, 1979

Foto: © Stiftung für Fotografie und Medienkunst mit Archiv Michael Schmidt

Wer in den letzten Jahren eine Volkshochschule besucht hat, um einen Kurs für was auch immer zu belegen, mag dort gut gelernt haben, mag ebenso freundlichem wie kompetentem Lehrpersonal und sympathischen Kursteilnehmern begegnet sein. Allein, eine Institution zu besuchen, von der ein nationales Beben im jeweiligen Fachgebiet ausgehen könnte, ist ihm dabei vielleicht nicht gerade in den Sinn gekommen.

Vor vierzig Jahren war das anders. Nicht überall, gewiss, wohl aber in Berlin-Kreuzberg, wo der Fotograf Michael Schmidt die „Werkstatt für Fotografie“ leitete. Und eine Schule des Sehens begründete, die zusammen mit und in Abgrenzung von der Düsseldorfer Becher-Schule und im Austausch mit den amerikanischen Fotografen aus dem Kreis der „New topographics“ der Wahrnehmung der Fotografie als Kunstform in der Bundesrepublik zum Durchbruch verhelfen sollte. Ein monumentales, über drei Stationen

vom Berliner Bahnhof Zoo bis ins Ruhrgebiet gespanntes Ausstellungsprojekt und ein nicht minder kolossaler Katalog rufen die Werkstatt ins Gedächtnis und gehen dem Schaffen der von ihr geprägten Fotografen nach.

Kreuzberg – Amerika

Beginnen wir am Bahnhof Zoo. Auf dessen Westseite zeigt die Galerie C/O Berlin den von Thomas Weski und Felix Hoffmann kuratierten Ausstellungsteil „Kreuzberg – Amerika“. Und wie der Titel vermuten lässt, steht der Brückenschlag von West-Berlin über den Atlantik im Fokus. Kaum zu glauben, aber tatsächlich fanden damals Größen wie Robert Adams, Lewis Baltz, Larry Clark, William Egglestone oder Stephen Shore den Weg an die Kreuzberger Volkshochschule, um dort ihren Ansatz einer subjektiven Dokumentarfotografie vorzustellen – sei es mit einer Ausstellung, sei es gar mit einem Workshop.

Kreuzberg – Amerika

C/O Berlin

www.co-berlin.org

Bis 12. Februar

Das rebellische Bild

Museum Folkwang, Essen

www.museum-folkwang.de

Bis 19. Februar

Und plötzlich diese Weite

Sprengel Museum

Hannover

www.sprengel-museum.de

Bis 19. März

Der gemeinsame Katalog „Werkstatt für Fotografie 1976–1986“ (Koenig Books) kostet 39,80 Euro



In vielen Fällen war das der allererste Kontakt der deutschen (Fach-)Öffentlichkeit mit den jüngeren Strömungen der amerikanischen Fotografie. Und der Austausch fand in beide Richtungen statt: John Gossage etwa machte nicht nur das geteilte Berlin zum Gegenstand einer fotografischen Erkundung in schwärzestem Schwarz, sondern auch die Berliner Fotografen in den USA bekannt. Die von ihm ko-kuratierte Ausstellung „Fotografie aus Berlin“ wurde 1984 in New York, Washington DC und Riverside gezeigt.

Den Auftakt der Schau bei C/O Berlin aber bildet eine Serie des Werkstatt-Gründers Michael Schmidt, „Berlin-Wedding“ aus den Jahren 1976–78, in der der Fotograf Stadtansichten und Porträts von Mitarbeitern des Bezirksamts in ihrem beruflichen und privaten Kontext kombinierte. Ein passender, wenngleich nicht überraschender Einstieg – ist der subjektive Blick auf die (Stadt-)Landschaft wie auf den Menschen doch eine wiederkehrende Haltung. Danach aber folgen Bilder und Namen, die wohl auch thematisch einschlägig Interessierte nicht auf Anhieb mit der Werkstatt in Verbindung bringen, wie etwa die in den 80er Jahren auf der anderen Seite der Mauer arbeitenden Fotografen Thomas Florschuetz, Gundula Schulze Eldowy und Ulrich Wüst, die die Schmidt-Schüler Gosbert Adler und Wilmar Koenig Mitte der 80er Jahre für das Ausstellungsprojekt DDRFOTO zusammenbrachten.

Das rebellische Bild

Zu jener Zeit hatte Michael Schmidt die Werkstatt-Leitung bereits in die Hände seiner Schüler gelegt und in Essen an der Universität-Gesamthochschule einen weiteren Einflusskreis gezogen. Folgerichtig ist der zweite Teil des Ausstellungsprojekts, „Das rebellische Bild“ titulierte, im dortigen Museum Folkwang zu sehen. Die von Florian Ebner kuratierte Schau zeigt den Impuls

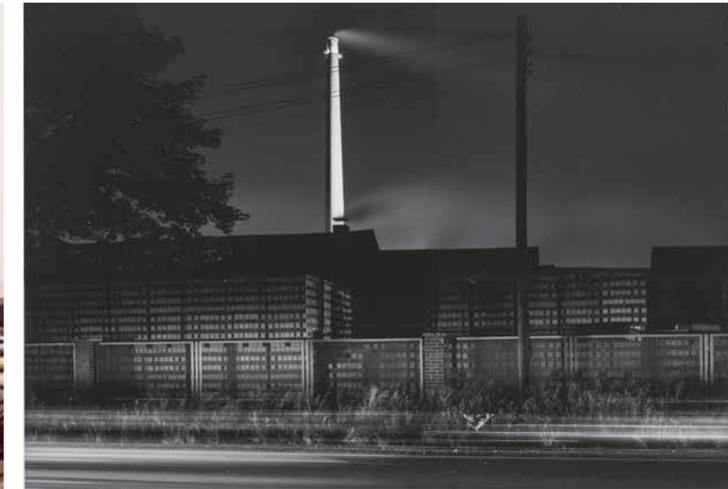
von Schmidt als Dozent, aber auch wie sich die von ihm unterrichteten Fotografen ihren eigenen Weg suchten, zwischen dem distanzierten Blick der „Düsseldorfer“ und der kommerziell verwertbaren High-Skill-Fotografie, gegen die die jungen Bildautoren vor allem rebellierten.

Im schon damals vom Strukturwandel gezeichneten Ruhrgebiet war das ein fast zwangsläufiger Ansatz, denn Glamour und konventionellen Schönheitsidealen nahe kommende Motive waren schwer aufzutreiben zwischen Oberhausen und Dortmund. Und vom Pathos der Schwerindustrie, die von den 20er Jahren bis in die Nachkriegszeit hinein die Region als ergiebigen Bildfundus des technischen Fortschritts, des Maschinenzeitalters und der Massengesellschaft adelte, war auch nicht mehr viel übrig.

Der 1981 im Museum Folkwang gezeigte Zyklus „Aspekte der Großstadt“ verdeutlicht den grauen Alltag in den wiederaufgebauten Städten Deutschlands, von Thomas Deutschmanns Hannoveraner „Genossenschaftswohnungen“ bis hin zu Wilhelm Schürmanns in Dortmund entstandener Serie „Bilder einer Straße“. Andere Ansätze mussten gefunden werden. „Da ging einmal ein Mann ins Büro und traf unterwegs einen anderen, der ein französisches Weißbrot gekauft hatte und sich auf dem Heinweg befand. Das ist eigentlich alles“, verwendete Max Schulz ein Zitat des russischen Schriftstellers Daniil Charms als Katalogkommentar zu seinen Bildern in der Ausstellung über „13 junge Fotografen“, die 1980 in der Essener Volkshochschule gezeigt wurde.

Und plötzlich diese Weite

Das Museum Folkwang war auch damals schon eine Institution mit großer Ausstrahlung, ein Museum allein aber ist noch keine Fachöffentlichkeit – dazu bedarf es weiterer Ausstellungsorte, Vermittlungsmedien, Diskussionsplattformen. In



Links: Wendelin Bottländer, Ohne Titel, 1980, aus: Stadlandschaften.
Rechts: Philipp Scholz Rittermann, Hainholzer Ziegelei, Schulenburg, Hannover,

1981, aus: Nocturnes, seit 1980
Fotos: © Wendelin Bottländer; Sprengel Museum Hannover © Philipp Scholz Rittermann

jenen vergangenen, prä-digitalen Zeiten kam Fachzeitschriften eine entsprechende Bedeutung zu, aber auch privaten Galerien. Beiden widmet sich in diesem Zusammenhang das Sprengel Museum Hannover im dritten Teil mit dem Titel „Und plötzlich diese Weite“.

Unmittelbar verständlich wird dieser Titel mit Blick auf die Rolle der von 1922 bis 1981 in Luzern produzierten Zeitschrift Camera. Ihr Chefredakteur wurde 1965 der gerade dreißigjährige Amerikaner Allan Porter, der, in der Heimat bestens vernetzt, die Leser mit aktuellen Positionen der amerikanischen Fotografie bekannt machte, aber auch den Blick zurück auf die frühe Avantgarde richtete. Anlass für die Wahl des Sprengel Museums als dritter Ausstellungsort aber sind die beiden in Hannover selbst ansässigen Fotogalerien Spectrum (ab 1972) und Novum/Oktogon (ab 1980), letztere hervorgegangen aus einem Ausstellungsprojekt junger Fotografen der Fachhochschule Hannover und mit engen Kontakten nach Essen und Berlin.

Wer will, kann den Besuch aller drei Ausstellungen an einem Tag absolvieren: Ausgeschlafen beginnend um 10 Uhr im Museum Folkwang, ist man mit dem 12:23 Uhr-ICE um 14:45 Uhr im Sprengel Museum; von Hannover aus fährt um 16:31 Uhr ein ICE weiter nach Berlin, mit Ankunft am Hbf um 18:09 Uhr. Doch aufgepasst, wer die Reise in umgekehrter Richtung unternehmen möchte: Während die Galerie C/O täglich bis abends um acht geöffnet ist, schließt das Museum Folkwang dienstags, mittwochs, samstags und sonntags schon um sechs!

Raumempfinden

In der Bonner Bundeskunsthalle kann ein nervenaufreibender Parcours von Räumen des Künstlers Gregor Schneider begangen werden



Zwei von zwanzig Räumen Gregor Schneiders, die in Bonn zu erleben sind. Links: „Passageway No.1“, Deurle 2006. Rechts: „Essen“ Life action, Odenkirchener Straße 202, Rheydt 2014 © Gregor Schneider/ VG Bild-Kunst, Bonn 2017 Foto links: David Ertl © Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland

Text Uta Winterhager

Achtung, meine Kleidung könnte schmutzig werden, ich könnte stolpern, mich stoßen, ich könnte Angstzustände bekommen, die Orientierung verlieren, gesundheitliche Beeinträchtigungen davontragen. Das klingt vielversprechend für eine Ausstellung in der Bundeskunsthalle. Ich möchte Gregor Schneiders „Wand vor Wand“ besuchen. Dann die Entwarnung: Ich könne mich jederzeit an die Aufsichtspersonen wenden, sie seien mit Taschenlampen ausgestattet und würden im Notfall eine Fluchttür öffnen. Ein Kompromiss, ein Zugeständnis der Institution. Der Künstler allerdings macht keine Kompromisse.

Grob umrissen könnte man sagen: Gregor Schneider (Jahrgang 1969) sammelt Räume. Seit dreißig Jahren trägt er sie zusammen, baut sie nach, zerstört sie, löst sie aus ihrem Kontext. Fast immer sind es gewöhnliche Räume, Zimmer, mit denen er, so Kurator Ulrich Loock, „an einige der empfindlichsten Schmerzpunkte der Gesellschaft rührt“. Für Bonn hat Schneider einen Parcours aus zwanzig Räumen entwickelt.

Dass es zwanzig sind, entnehme ich dem Presstext, denn wie angekündigt verliere ich erst die Orientierung, taumle dann in einer Mischung aus Angst und Neugier vom Dunkel ins Helle, vom Kalten ins Warme, krieche durch ein Rohr und einen Schrank, versuche flach zu atmen, weil die Luft schlecht ist. Ich bin ein Opfer der Kunst, spiele das Spiel des Sich-Verlierens mit und bin am Ende ein wenig mehr berührt denn erleichtert, als ich feststelle: Wir sind noch

im Museum, der Boden ist sicher, das Licht kontrolliert, die Räume sind klimatisiert. Selten war eine Ausstellung so Anti-White-Cube.

„Wand vor Wand“ bezieht sich auf Schneiders erste Intervention im „Haus u r“, einem Haus in der Unterheydener Straße in Mönchengladbach-Rheydt, in dem der damals Sechzehnjährige begann, Räume in Räumen zu verdoppeln, Decken und Böden zu motorisieren, Zugänge abzuschneiden. Auch in seinem jüngsten Werk, das er an den Anfang der Bonner Schau gestellt hat, steckt etwas von „Haus u r“, dessen Keller und Straßenabschnitt: „Kolkata Goddess“, ist ein Tempelbau samt Göttinnen, den Schneider 2011 für das Durga-Purja-Festival in Kolkata realisierte. Vier Millionen Pilger strömten durch ein Loch in den um 90 Grad gedrehten Keller, der mit einem 30 Meter hohen Straßennachbau aus Lehm, Holz und Bambus zum Heiligtum wurde.

Verstümmelte Stroh puppen sehen und riechen wir, hinter ihnen laufen Projektionen des Festivals, schrille, bunte Filme, schnelle Schwenks, alles irgendwie unaufhaltsam, schwindelerregend. Kaum möglich, danach die unheimliche Stille der sterbenden Dörfer im Einzugsgebiet des niederrheinischen Braunkohletagebaus zu verstehen. Die „Hauptstraße, Garzweiler 2008“ war 2008 schon tot, heute gibt es sie nicht mehr. Hinter einer Tür beginnt die Folge der Räume, deren unmittelbares Nacheinander eine ganz andere Lesart jedes einzelnen erzwingt.

Die unheimliche Stille der Hauptstraße wird weitergeführt in einem Gang, hochglänzende Wände, Schiebetüren in dunklem Rot, der Boden –

man riecht es – Linoleum, die Decke um die gleißenden Leuchten schallisoliert. „Passageway Nr. 1“ heißt die Arbeit, die einen Zellentrakt aus Guantanamo abbildet, so wie die, die lebend dort herausgekommen sind, ihn beschrieben haben. Die Instrumente der Weißen Folter, die äußerlich keine Spuren hinterlassen, sind hier nicht sichtbar, doch spürbar. Und plötzlich wird auch eine Garage unheimlich: Weil hier ein Trinker einsam und heimlich gesoffen hat? Dann ein Badezimmer mit laufender Dusche, ein Kinderzimmer ohne Kindliches, muffige Kellerräume, eine Liebeslaube ohne Liebe und mitten darin der Sterberaum: zwei Fenster, zwei Türen, Lampen, Parkettboden – der Nachbau eines Zimmers aus Mies van der Rohes Haus Lange in Krefeld.

Als Schneider 2008 den Wunsch äußerte, einen Menschen in einem Ausstellungsraum sterben zu lassen, erhielt er Morddrohungen. Hier stirbt niemand, aber allein der Gedanke daran beweist, dass der Tod nicht, wie Schneider es anregt, aus der Tabuzone herausgerissen werden kann. „Wand an Wand“ fühlt sich genauso an: wie eine Tabuzone. Menschen liegen auf dem Boden, zwei von ihnen könnten echt sein. Alles, was wir hier sehen, in dem wir uns bewegen, sind Bilder, die erschrecken – weil sie echt sind.

Gregor Schneider. Wand vor Wand

Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Friedrich-Ebert-Allee 4, 53113 Bonn

www.bundeskunsthalle.de

Bis 19. Februar

Er war einer der umtriebigen deutschen Architekten der Nachkriegszeit. Sein Werkverzeichnis umfasst mehr als 400 Projekte: Der Hamburger Cäsar Pinnau (1906–1988) baute Landhäuser, Villen, sogar Paläste, Yachten und Frachtschiffe, Firmenzentralen, Fabrikgebäude und Hochhäuser – im In- und Ausland.

Pinnaus Herz schlug für den Klassizismus. Eine seiner ersten Zeichnungen während der Tischlerlehre (1924) zeigt eine bis ins kleinste Detail ausformulierte römisch-ionische Säule mit Kapitell. Die Darstellung wirkt im Rückblick wie eine Vorwegnahme seiner späteren Entwurfsauffassung. Nach 1945 waren Pinnaus Bauherren vor allem Kaufleute, Reeder und Industrielle, die ein gesellschaftliches Interesse an standesgemäßer Repräsentation hatten. Für viele war er der „Hausarchitekt“, dem sie die Einrichtung ihrer Häuser und Schiffe übertrugen.

Zwar favorisierte Pinnau die verschiedenen Formen des Spätbarock, des nordischen Klassizismus und des französischen Empire, doch machte er die Wahl seiner Stilmittel – die er alle aus dem Effeff beherrschte – von der jeweiligen Aufgabenstellung abhängig. Privathäuser gestaltete Pinnau meist historisierend-traditionell, Verwaltungs- und Produktionsstätten dagegen grundsätzlich modernistisch; ausgestattet wurde dann mit den passenden Möbeln. Sein wichtigstes Bürogebäude ist die Firmenzentrale der zur Oetker-Gruppe gehörenden Reederei „Hamburg Süd“ (1958–64) an der ehemaligen Ost-West-Straße (heute Willy-Brandt-Straße), bei der er sich an der amerikanischen Moderne orientierte. Für den griechischen Reeder Aristoteles Onassis zeichnete er erste Entwürfe für den später von Skidmore, Owings & Merrill ausgeführten Olympic Tower (1970–72), einen Wolkenkratzer an der Fifth Avenue in New York.

Seit den 50er Jahren lebte Pinnau im Bezirk Altona. In den noblen Hamburger Elbvororten



Dr. Oetker-Verwaltungsgebäude in Berlin, 1960/61

Caesar Pinnau, Entwurf einer Motoryacht für den Scheich von Kuwait, 1961 Abb.: Hamburgisches Architekturarchiv Foto unten: Lieselotte und Armin Orgel-Köhne/Hamburgisches Architekturarchiv



Das Altonaer Museum nimmt das Schaffen des umstrittenen Hamburger Architekten Cäsar Pinnau unter die Lupe

Lange Schatten der Vergangenheit

Text Tanja Scheffler

und an der Alster baute er unzählige Landhäuser, die Statussymbole der besseren Gesellschaft. Ab 1974 nutzte er das ehemalige Wohnhaus des klassizistischen dänischen Architekten Christian Frederik Hansen (1756–1845) an der Palmaille, Altonas historischer Prachtstraße, für sein „Atelier“ genanntes Architekturbüro. 1986 errichtete er sich in Blankenese im Baur Park ein neoklassizistisches Privathaus: ein achteckiges Palais mit zwei flachen, einen Ehrenhof einfassenden Flügelbauten. Das Altonaer Museum hat nun in Zusammenarbeit mit der Hamburgischen Architektenkammer auf der Grundlage von Pinnaus umfangreichen Nachlass (den das Hamburgische Architekturarchiv aufbewahrt) eine Ausstellung mit Original-Zeichnungen, Fotografien und Modellen zusammengestellt. Die Schau nimmt erstmals Pinnaus gesamtes Wirken kritisch und differenziert unter die Lupe.

Cäsar Pinnau war nach 1945 zur Persona non grata geworden – hatte er doch Teile der Inneneinrichtung von Hitlers Neuer Reichskanzlei entworfen und unter Albert Speer an der Berliner Nord-Süd-Achse mitgeplant. Und sein historisierender Stil war in der frühen Bundesrepublik eine ideologisch verdächtige, im Grunde völlig indiskutable Entwurfshaltung. Zudem war er jahrzehntelang der Hausarchitekt der Oetker-Firmengruppe (Nahrungsmittelindustrie, Brauereien, Schifffahrt), deren Führungspersonal zu den Stützen der NS-Gesellschaft gehört hatte und die nun im Zuge des Wirtschaftswunders wieder expandierte. Für den Firmenchef Rudolf-August Oetker (1916–2007) baute er neben Büros

und Produktionsstätten in Hamburg und Bielefeld Villen auf Capri und in Namibia sowie Brauereien in Italien und den USA. Viele Zeitgenossen stempelten Pinnau als unverbesserlichen „Nazi-Architekten“ ab. In Standardwerken der Baugeschichte wurde sein Werk ignoriert, außerhalb Hamburgs ist es kaum bekannt.

Pinnau während der NS-Zeit ebenfalls viel beschäftigten Kollegen, die wie Herbert Rimpl und Egon Eiermann oder in Hamburg Bernhard Hermkes und Rudolf Lodders im Rüstungsindustriebau die Fahne der Flachdachästhetik hoch gehalten hatten, galten hingegen als unbelastet. Hielten sie sich doch nach dem Krieg (auch wenn sie zuvor ganz anderen ästhetische Vorlieben anhängen) an die Maximen des „demokratische Bauens“ der transparent-leichten Nachkriegsmoderne: ohne extreme Symmetrie, ohne lange Achsen oder andere altbekannte Status- und Machtsymbole. Doch, wie es der Münchner Architekturhistoriker Winfried Nerdinger einmal plakativ formulierte, nicht hinter jeder dorischen Säule steht zwangsläufig „ein blutbefleckter Diktator“. Und seit einiger Zeit haben die Bauhistoriker die naive Gleichsetzung von Form und Inhalt eines Gebäudes hinter sich gelassen. Damit ist auch ein weniger voreingenommener Blick auf Cäsar Pinnau lange tabuisiertes Werk möglich.

Cäsar Pinnau. Zum Werk eines umstrittenen Architekten Altonaer Museum, Museumstraße 23, 22765 Hamburg

www.altonaermuseum.de

Bis 26. März 2017

Kazuhiko Kojima

1958–2016



Kazuhiko Kojima mit Studenten in Yokohama Foto: © YUKAI

Mit seinen ungewöhnlichen Bauten und Entwurfsmethoden hat Kazuhiko Kojima viele Entwicklungen in der japanischen und asiatischen Architektur angestoßen. Kojima *San* war für mich nicht nur einer der wichtigsten zeitgenössischen japanischen Architekten und Theoretiker, sondern auch ein prägender Lehrer und Freund – mit einem Faible für scharfe chinesische Gerichte, japanische Haute Couture, Karaoke, Oldtimer und Südamerikareisen.

Kojima wurde 1958 in der Präfektur Osaka geboren. Er studierte Architektur in Kyoto und Tokio und gründete 1986 die Architekturgruppe *Coelacanth* (später C+A, seit 2005 CAT). Er war Professor an der Yokohama Graduate School of Architecture und an der Tokyo University of Science.

Seine vielfach ausgezeichneten Entwürfe hat Kojima immer kollaborativ mit anderen entwickelt: mit seiner Büropartnerin Kazuko Akamatsu, mit den Mitarbeitenden, mit Studenten, mit Experten anderer Disziplinen, mit befreundeten Architekten wie Arata Isozaki, Kazuyo Sejima, Riken Yamamoto oder Toyo Ito. Dabei entstanden nicht nur Bauten, sondern auch Theorien, allen voran die Theorie von *Fluid Direction*: Ihr zufolge

sollte das Entwerfen als ein Lenken von Prozessen wie Wind, Licht, Schall, Lasten oder menschlichen Aktivitäten – der sogenannten *Fluids* – begriffen werden. Kojima knüpfte damit direkt an die Gedankenwelt von Hiroshi Hara an, der Architektur nicht als ein Ding, sondern als ein Ereignis beschrieben hatte.

Die neuen Theorien erforderten neue Methoden, und Kojima begann, im Entwurf die unterschiedlichen *Fluids* mit Hilfe von Simulationen, Modellen, Zeichnungen und Mock-Ups experimentell zu testen. Infolgedessen wurde die Architektur zunehmend durch die *Fluids* geformt, und es entstanden ungewöhnliche Strategien u.a. durch die Auseinandersetzung mit den menschlichen Aktivitäten. Kojima und Akamatsu verhalfen dem offenen Klassenraum zu neuem Erfolg in Japan und schufen wegweisende Schulbauten wie in Nagareyama, Mihama Utase oder Uto (Bauwelt 25.2013). Aber auch die Beschäftigung mit anderen *Fluids* mündete in neuartigen Räumen: Internationale Aufmerksamkeit erhielt „vom Wind geformte“ Entwürfe wie die hochdichte urbane Wohntypologie *Space Block* oder die Architekturuniversität in Ho-Chi-Minh-Stadt.

Von 2009 bis 2012 hatte ich die Möglichkeit, mit Kazuhiko Kojima als Architektin bei CAT zusammenzuarbeiten. Trotz der starken Hierarchie in Japan wurden Entwürfe bei CAT von allen Mitarbeitenden entwickelt. In Besprechungen ließ sich Kojima *San* jede Idee genau erklären. Dann kommentierte oder skizzierte er, auf unseren Vorschlägen aufbauend, bevor er den Entwurf wieder an uns zurückgab. So entstand Neues im Dialog – und zugleich erfuhren alle, die mit Kojima *Sensei* arbeiteten, eine intensive Architekturausbildung, praktisch wie theoretisch. Am 13. Oktober ist Kazuhiko Kojima gestorben.

Henrike Rabe

Wer Wo Was Wann

Scharoun heute Der Berliner Architekt Wolfgang Linsenhoff untersucht in seiner Publikation „Scharoun – Architekt und Stadtplaner aus heutiger Sicht“, welche Bedeutung Hans Scharouns Arbeit für den aktuellen Architekturdiskurs hat. Interviews mit Hilde Leon, Hinrich Baller, Paul Kahlfeldt und vielen anderen zeigen die zum Teil kontroverse Rezeption seiner Bauten. Die Veröffentlichung erscheint im Eigenverlag bei Wolfgang Linsenhoff und ist für 16 Euro über die Scharoun-Gesellschaft zu beziehen. Nähere Infos unter scharoun-gesellschaft.de



Das Beste aus Deutschland Das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt am Main vergibt am 27. Januar den „DAM Preis 2017“ (Foto: © Fritz Philipp). Zusammen mit der Preisverleihung um 19 Uhr findet die Eröffnung der Ausstellung statt, in der bis zum 30. April die 24 Projekte der engeren Auswahl zur Besichtigung bereit stehen. Parallel erscheint bei Dom publishers das „Deutsche Architekturjahrbuch 2017“, mit detaillierten Projektbeschreibungen der Finalisten und Essays zu aktuellen Tendenzen der deutschen Architekturlandschaft. www.dam-online.de



Architect in residence Das ORTE Architekturnetzwerk Niederösterreich ermöglicht ausländischen Architekturschaffende in Krems zu arbeiten und die Architekturszene des Landes kennenzulernen. Die Bewerbung steht allen Absolventen einer architekturrelevanten Disziplin offen. Das dreimonatige Stipendium ist mit monatlich 1300 Euro dotiert. Für den Aufenthalt in Krems stehen fünf Atelierwohnungen zur Verfügung (Foto: © ORTE Architekturnetzwerk NÖ). Nähere Informationen und Bewerbung unter orte-noe.at/artist-in-residence



Superstudio in Köln Im MAXXI in Rom wurde 2016 das 50-jährige Jubiläum der Gründung von Superstudio mit einer Ausstellung gewürdigt. Anlässlich der im Cologne und der Interior Design Week Köln ist die Ausstellung der florentinischen Architektengruppe im Ungersarchiv für Architekturwissenschaft zu Gast. Bis 10. Februar gewährt eine Auswahl von Möbeln, Designobjekten und Entwürfen Einblick in die Welt entfremdeter Objekte und dystopischer Visionen der Gruppe (Abb.: Superstudio, Das Sofa Sofo, 1968. Foto: © Cristiano Toraldo di Francia, courtesy Centro Studi Poltronova). www.ungersarchiv.de

Moderne Kathedralen Sind Museen, Theater, Bibliotheken und andere Kulturimmobilien die Kathedralen des 21. Jahrhunderts? An der Evangelischen Akademie Loccum findet in Zusammenarbeit mit dem ehrenamtlichen Verein „Kulturpolitischen Gesellschaft, Bonn“ vom 17. bis 19. Februar eine Tagung zu diesem Thema statt. Anhand konkreter Beispiele wird der Frage nachgegangen, wie Kulturimmobilien heute geplant und gebaut werden sollen. Alle weiteren Informationen unter www.loccum.de

Exzellentes Kupfer Mit dem Architekturpreis „European Copper in Architecture Award 2017“ soll zeitgenössische „kupferne“ Architektur dem breiten Publikum bekannt gemacht werden. Projekte jeglichen Maßstabs können eingereicht werden, sofern sie prominente architektonische Elemente aus Kupfer oder Kupferlegierungen aufweisen. Die Einreichungsfrist endet am 30. April. Ausführliche Teilnahmebedingungen unter www.copperconcept.org

Leserbriefe

Wettbewerb Museum M20 in Berlin
Bauwelt 40.2016, Seite 30 ff.

Der Wettbewerb zum Kulturforum ist entschieden, der Siegerentwurf von Herzog & de Meuron knirscht – und alle Fragen sind offen! Ist mit der Entscheidung die Verlebendigung des bisher verschlafenden Kulturforums vorstellbar? Wird in der stadträumlichen Vollendung mit der Überdeckung des Baufeldes die Integration in die gesellschaftliche Öffentlichkeit gelingen? Dient die Addition mit einem weiteren Museum der Bildenden Kunst der Mannigfaltigkeit der Kultur oder eher der Monopolisierung? Sollte den introvertierten Kulturdamphern nicht eher eine extrovertierte Institution hinzugefügt werden, die die hehre Idee eines Forums der Kultur erst rechtfertigt? Wir haben drei Museen der Bildenden Kunst, zwei Konzertsäle, zwei Bibliotheken. Was fehlt dem Forum?

Es ist keine Not, ein Museum der Bildenden Kunst dahin zu bauen, wo schon eines steht. Kein Vergleich mit dem Kommerz, wo Möbelhaus neben Möbelhaus steht. Düsseldorf hat seine Museen des 20. und des 21. Jahrhundert an getrennten Standorten. Die landläufige Standort-

Das Kulturforum braucht: ein öffentliches Kulturhaus!

frage, wo der beste Standort für eine spezifische Nutzung ist, kann nämlich auch umgedreht werden: Für welche Nutzung ist dieser eine Standort am besten geeignet, ja prädestiniert?

Wenn ich diese Frage mit der Notwendigkeit nach einer extrovertierten Nutzung auf dem Kulturforum zusammenbinde, dann heißt die Lösung: *öffentliches Kulturhaus* – das auch den öffentlichen Raum bespielt – wie die Kulturhäuser in Stockholm, in Oslo, in Graz. Beispiele gibt es weltweit. Also: Rettet das Kulturforum vor einer weiteren introvertierten Institution!

Die Arbeit von Architekten und Preisgericht war trotzdem nicht umsonst! Das Haus der ersten Preisträger passt auch auf andere Grundstücke. Es ist nur vordergründig auf das Kulturforum bezogen. Das Wegekreuz mit seiner aufregenden räumlichen Differenzierung funktioniert auch an anderen Orten, z.B. auf dem Grundstück des Bürgerforums im „Band des Bundes“ – hier mit einem Eingang aus der U-Bahn heraus. Es lassen sich noch andere Standorte finden.

Am Standort Kulturforum hingegen schrammt der Siegerentwurf erheblich: Die Versiegelung des

gesamten Baufeldes hat eine flächige Gewalt, weil sie das Angebot des Stadtraums in den Wind schlägt und weil der Vorschlag der sich überlagernden Boulevards eine Täuschung für den öffentlichen Raum ist. Dessen Spiel wird nämlich außerhalb gebraucht. Für den Forum-Gedanken braucht der Vorschlag den Haupteingang nicht von der Potsdamer Straße, sondern vom Scharounplatz, aber hier geht es abwärts in die Tiefe. Der Fußtritt gegen die Mathäuskirche wird nicht durch die Materialität ausgebügelt. Eine Dachneigung steht nicht per se, sondern wird proportions- und konstruktionsbezogen entwickelt, hier dagegen dient der Verweis auf die Alte Nationalgalerie als eine Lockung der Autoren. Mir fehlt die Unruhe in der Architektenschaft!

Jörg Pampe, Berlin

Dieser erste Preis ist eine Fehlentscheidung. Die Form einer langgezogenen „Scheune“ gehört nicht in die Metropole Berlin. Ein in die City implantiertes Bauwerk mit flachgeneigtem Satteldach ist nicht großstädtisch an diesem Ort. Ebenso ist der Vergleich mit Stülers genialer Alten Nationalgalerie an den Haaren herbeigezogen, eigentlich grotesk. Bei einer Realisierung gehören ja noch Regenrinnen und Fallrohre dazu, welche hier nicht gezeigt werden. Elemente, welche die Konstruktion der Alten Nationalgalerie von Stüler in der üblichen Form nicht benötigen. Auch der Kontrast zur Neuen Nationalgalerie ist alles andere als Städtebau.

Eine Epoche, wie die unsere, muss sich entscheiden, welche Architektur (= Baukunst) den Geist unseres Zeitalters ausdrückt.

Wolfgang Stockhaus, Berlin

Zwischenzeitlich habe ich die Ausstellung zum Wettbewerb M20 drei Mal besucht. Sie zeigt viele interessante Beiträge, die alle mit zum Teil detaillierten Modellen gut ablesbar die Intension der Verfasser darstellen. Leider ist die vorauslaufende Wettbewerbsphase für die interessierte Öffentlichkeit wenig publik gemacht worden.

Spätestens in der ersten Phase hätten die städtebaulichen Anforderungen der Stadt formuliert werden müssen, vor allem: Verbinden der beiden international bedeutsamen Solitäre, ohne Ambition für den Bau eines zusätzlichen baulichen Solitärs; räumliche Anbindung an den Potsdamer-/Leipziger Platz inklusive Gestaltung der Wege zwischen dem Potsdamer Platz/Staatsbibliothek und dem Kulturforum und Angebot von öffentlich nutzbaren Flächen und Wegen ohne Eintritt, bzw. bei Schließzeiten des Museums.

Das Wettbewerbsergebnis, vor allem die zwei prämierten Beiträge (Platz 2 ist städtebaulich nicht akzeptabel) belegen jedoch, dass städtebauliche Aspekte ignoriert wurden.

Der erstplatzierte Entwurf stellt in Form und Größe einen zusätzlichen Solitär ohne Rücksicht auf die bestehende Bebauung dar, der lediglich im Innenraum, jedoch nicht im Außenraum die vorhandenen Höhenbewegungen gestalterisch nutzt. Die umlaufende Fassade schottet das Kul-

Wo bleibt der öffentliche Diskurs der Fachleute?

turforum vom Potsdamer Platz ab, sodass Passanten, die das Museum nicht besuchen, bzw. bei Schließzeiten zum Kulturforum gelangen wollen, gezwungen sind, das gesamte, großflächige Gebäude zu umlaufen. Die Traufhöhe der „Scheune“ bildet keine ausreichende räumliche Kante zur Potsdamer Straße, und die Stülerkirche wird räumlich eingeklemmt und bedrängt.

Die Stadt stellt viel Geld für den Museumsneubau zur Verfügung und kümmert sich nicht um die qualifizierte Umsetzung der Baumaßnahme. Das beginnt mit der unzureichenden Formulierung der städtebaulichen Anforderungen und reicht über mangelnde Intervention innerhalb der Jury bis hin zur unzureichenden Auswertung und Öffentlichkeitsarbeit nach dem Wettbewerb.

Die Entscheidung der Jury ist für viele Fachleute vor allem aus städtebaulicher Sicht nicht nachvollziehbar – hier kann auch nicht von Geschmack die Rede sein. Wird das Museum gebaut, ist die Chance, des städtebaulichen In-Szenesetzens großartiger Bauten, inklusive des Museumsneubaus, für immer verloren und die Anbindung an den Potsdamer Platz verbaut.

Wo bleibt der öffentliche Diskurs der Fachleute? Oder ist auch hier die allgemeine Lethargie zu spüren, nichts an Entscheidungen ändern zu können? Wo ist das Fachgremium, dass Fehlentscheidungen diskutiert und öffentlich macht, wie beim Wettbewerbsverfahren Potsdamer Platz-/Leipziger Platz 1991 durch den AIV geschehen? Berlin hat immense Ressourcen an Fachleuten und verliert sich immer wieder im Kleinklein der verschiedenen Zuständigkeiten.

Thomas Dreßler, Architekt und Stadtplaner

AUSSCHREIBEN.DE

- 930.000 Ausschreibungstexte + Produktinformationen
- von über 550 Produktherstellern

gratis